

ROLF-BERNHARD ESSIG

Butter bei die Fische



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Keine Panik, Land in Sicht! »Sprichwörter-Papst« Rolf-Bernhard Essig hat sich der maritimen Sprachwelt angenommen und reichen Fang im Wörtermeer der Alltagssprache gemacht. Er erklärt, warum wir etwas torpedieren, einen Abstecher machen und durch den Wind sind, was sich hinter dem bitteren Ende verbirgt und natürlich, warum Butter an den Fisch muss. Der Autor lässt uns nicht länger im Trüben fischen, sondern macht klar Schiff. Hier kann man einfach mal kurz abtauchen und entdecken, was hinter all den vielen schönen meerigen Redensarten und Sprichwörtern steckt.

Autor

Rolf-Bernhard Essig, 1963 in Hamburg geboren, wurde einem breiten Publikum mit seiner Sprichwörter-Sendung »Essigs Essenzen« auf Deutschlandradio Kultur bekannt. Der promovierte Germanist und Historiker lebt in Bamberg. Er arbeitet als Autor, Kritiker und Moderator u. a. für den WDR, SWR, NDR und »Die Zeit«. Seine Sprichwörterberatungen vor Publikum erfreuen sich größter Beliebtheit.

Illustrator

Papan, 1941 geboren, gelernter Buchhändler, war Requisiteur am Theater und zeichnete 20 Jahre für den »Stern«, aber auch für »Die Zeit«, »Süddeutsche Zeitung« und »Brigitte«. Er illustriert und schreibt Kinderbücher und Hörbücher.

Butter bei die Fische

Wie das Meer in unsere Sprache floss

Sprichwörter und Redewendungen

gesammelt und erklärt von **Rolf-Bernhard Essig**

Mit Illustrationen von Papan



GOLDMANN



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier Profibulk von Sappi
für dieses Buch liefert Igepa 2-H-Papier.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe März 2012

Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Copyright © der Originalausgabe 2010

by mareverlag, Hamburg

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München,

in Anlehnung an die Gestaltung der Originalausgabe

(Simone Hoschack, Berlin)

KF · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: Těšínská tiskárna, a. s., Český Těšín

Printed in the Czech Republic

ISBN: 978-3-442-15703-7

www.goldmann-verlag.de

»Die Welt ist ein Meer, das Jenseits ein Ufer,
das Schiff die Frömmigkeit, und die Menschen
sind eine Reisegesellschaft.«

Abu Ya'qub an-Nahradshuri





Inhalt



Eine schöne Odyssee

9

Hinaus aufs Meer!

Redensarten und Sprichwörter über die Seefahrt

13

Hänseln oder shanghaien?

Redensarten und Sprichwörter über das Leben an Bord

41

Eine Armada von Flaggschiffen entern

Redensarten und Sprichwörter über Marine,
Piraten und Seegefechte

55

Öl auf die Wogen oder SOS?

Redensarten und Sprichwörter über Seenot
und Seegefahren

71

Wimpel hoch, Schotten dicht!

Redensarten und Sprichwörter über das Schiff selbst
und seine Ausstattung

93

Unerschütterlich viel gewaschen

Redensarten und Sprichwörter über die Seeleute

115

Flaute, Wellen, Ratten

Redensarten und Sprichwörter über die Meere,
das Wetter und die Seebewohner

137

Odysseus bezirzt den Klabautermann

Redensarten und Sprichwörter über Mythen, Legenden,
Religion, Aberglaube

161

Quellen und weiterführende Literatur

189



Eine schöne Odyssee

Die Sprache kommt mir oft vor wie ein Wörtermeer, auf dem wir mal mit mehr, mal mit weniger Glück fahren, den Kurs verlieren, kentern oder Schiffbruch erleiden und untergehen. Deswegen muss man nicht verzweifeln, schließlich wagen sich die Menschen ja auch schon seit Jahrtausenden aufs wirkliche Meer, wo sich Fehler weit gefährlicher auswirken.

Die mutigen, umsichtigen Seeleute bewunderte man an Land seit Urzeiten, das Meer selbst sowieso. Schon deshalb gibt es so unglaublich viele Redensarten und Sprichwörter über Seefahrt und die See. In diesen Sphären schien alles besonders bedeutsam, herausragend im Vergleich mit dem Alltag an Land. Ungezählte Märchen, Erzählungen und Legenden halfen, den Schatz der Redensarten und Sprichwörter über das Meer im Alltag noch reicher auszustatten. Die christliche Religion liebte das Bild der Schifffahrt vor allem. Schon im Alten Testament schippert die sprichwörtliche Arche Noah herum, Jonas bläst im Walfisch Trübsal, und auch im Neuen Testament predigt Jesus vom Schiff aus und geht Paulus mit einem unter. Überzeugend klingt deshalb eine Liedzeile Leonard Cohens aus *Suzanne*: »Jesus was a sailor«.

Naturgemäß sprechen wir heute also oft in Seeredensarten. Da hat jemand Tiefgang, geht vor Anker, streicht die Segel oder nimmt jemandem den Wind daraus, ist mit allen Wassern gewaschen, spinnt Seemannsgarn, arbeitet volle Pulle oder kommt ans Ruder, das er dann herumwirft.



MIT ZWEI ANKERN IM HAFEN, MAN KANN DEN WIND NICHT LENKEN,
ABER DIE SEGEL ANPASSEN. LAND SEHEN, HEISST NOCH NICHT IM
HAFEN SEIN. ES IST ÜBEL, MIT EINEM RIEMEN ZU RIEMEN... AH... ZU
RUDERN. WER AUS DEM HAFEN RAUS IST, HAT SCHON EINE GUTE
TAGESREISE GETAN. ES IST BESSER ZU RUDERN ALS ZU TREIBEN.
AS SAILS ARE TO A SHIP, SO ARE THE PASSIONS TO THE SPIRIT.
WER DIE FLUT VERSÄUMT, DES SCHIFFLEIN BLEIBT AUF DER ERSTEN
SANDBANK SITZEN. NICHT ALLE SEGEL EIGNEN SICH FÜR ALLE
SCHIFFE. ES KANN WOHL EINER EIN SCHIFF BAUEN, ABER WEISS ES
NICHT ZU S... KEIN FISCH VOM BLOSSEN GEREDE, FÄHRT NICHT MAL
EIN KÄSE SCHI... HE MEENT, NUM KANN GEEN SEE TO HOOG
LOPEN. IM... KANN DER BESTE SCHWIMMER ERTRINKEN.
WER SICH... DEM KOMP... CHTET, KOMMT NIE ANS ZIEL.
DIE SCHI... MEIST... MANCHES SCHIFF SEGELT
ZUBELN... UND KEHRT NIE WIEDER
ZURÜCK... MIT ALTEN SCHIFFEN MUSS
MAN NI... ÜBER DAS MEER SCHIPPERN.
DAS WA... SCHIFF TRÄGT, IST DASSELBE,
DAS ES... VERSCHLINGT. BESSER DEN
ANKE... SERSCHAU SEIN. DEN ANKER ACHTERM.
DARF

WIE SICH
ALLE IM
SELBEN
BOOK !!



Einmal auf das Phänomen aufmerksam geworden, fing ich an zu sammeln und erkannte bald, dass es so wunderbar wie uferlos sich ausdehnt. Eine wahre Odyssee begann durch Hunderte Bücher, überraschungsreich, voller Entdeckungen und mit glücklichem Ausgang. Die deutsche Sprache bot eine Flut witziger, anschaulicher und beherzigenswerter Sprichwörter und Redensarten über die See. Aber ich angelte auch im Wörtermeer anderer traditionsreicher Seefahrernationen wie England, Holland, Spanien, Frankreich, Norwegen und Schweden. Oft fischte ich erst einmal im Trüben, so unklar erschienen mir stehende Wendungen, und ich musste ihnen zunächst auf den Grund gehen. Von anderen kannte ich den ungefähren Hintergrund, aber wenn ich die Sache sorgsam auslotete, erkannte ich manchen Irrtum und erfuhr reichlich Aufklärung.

Zum Glück hatte ich gerade ein Buch darüber geschrieben, so dass ich sogar ganz genau wusste, warum man von einer »wahren Odyssee« spricht, die wir auf Ämtern oder bei Ärzten hinter uns bringen müssen, bis wir den richtigen Mann und das richtige Formular oder die richtige Diagnose erhalten haben. Natürlich musste der griechisch-antike Held mit seiner Jahre währenden Meerirrfahrt ins Buch. Erst recht das Bezirzen, die Sirenen und Scylla und Charydis. Im letzten Kapitel fand er seinen Platz nahe bei Cortez und dem Kläubautermann.

Solchen Erklärungen gebräuchlicher Seeredensarten und Meer-sprichwörtern, deren tieferen Sinn nämlich selbst manche Fahrens-männer nicht immer genau kennen, habe ich besonders schöne, kurose, vieldeutige oder hilfreiche sprichwörtliche Redewendungen, die von unterschiedlichsten Küsten stammen, an die Seite gestellt. Wenn Sie nun, liebe Leserin, lieber Leser, nur halb so viel Freude bei der Lektüre haben wie ich beim Schreiben, dann sollte es ein ver-gnüglicher Turn über die weite Sprachsee werden. Mast- und Schot-bruch dabei!

Ach, Sie wollen gleich wissen, warum man sich so unerfreuliche Ereignisse wünscht? Es hängt mit dem Aberglauben zusammen, der unausrottbar zu sein scheint. Seit grauer Vorzeit fühlten sich die Menschen von Göttern, Dämonen und geisterhaften Kräften umgeben. Die musste man gnädig stimmen und durfte sie niemals reizen. Dazu gehört die Vorstellung vom Neid der Götter und Dämonen. Wer besonderes Glück hatte, provozierte allein dadurch die über- und außermenschlichen Mächte, ihm zu schaden. Deshalb wünschte man sich lieber nichts Gutes. In manchen Ländern ruft man angesichts eines Neugeborenen aus, wie hässlich es sei, wie kümmerlich und schwach, denn dann ist es für die Dämonen uninteressant. Wünscht man »Mast- und Schotbruch«, meint man also das Gegenteil, will aber die Dämonen nicht herbeilocken. Denken Sie an »Hals- und Beinbruch«!

Zum Aberglauben gehört einfach die Furcht vor dem Beschreien, also etwas durchs Aussprechen herbeizurufen. Deshalb ergab sich wohl ein englisches Sprichwort, das bitte alle Leser dieses Buches beherzigen mögen, bevor sie mich am Ende für irgendetwas haftbar machen: »Zitiere kein Sprichwort, bevor du nicht im Hafen bist.«
(*A proverb should not be quoted until your ship is in port.*)

Noch eine kleine Gebrauchsanweisung: In jedem Kapitel stehen am Anfang die Geschichten und Erklärungen zu den sprichwörtlichen Redensarten, dann folgt jeweils eine Sammlung thematisch passender Sprichwörter aus Deutschland und der Welt. Die Hinweise zu deren Bedeutung und Anwendung können nur Andeutungen sein, weil man sie oft nach eigenem Gefallen, je nach Situation und Ton mit tausend Nuancen in seine Rede einflechten kann.



Hinaus aufs Meer!

Redensarten und Sprichwörter
über die Seefahrt



Seefahrt ist not! Navigare necesse est

Ein stürmischer Tag im Jahr 56 v. Chr. an der nordafrikanischen Küste. Der große Pompeius wartet auf die Abfahrt. Vor zehn Jahren hat er im Auftrag Roms die Seeräuber im Mittelmeer erfolgreich vertrieben, einerseits durch Kampf, andererseits durch ihre Ansiedlung in eigens gegründeten Städtchen und Dörfern. Mit Caesar und Crassus ist er Teil des Triumvirats, eines inoffiziellen Dreimännerbündnisses an der Spitze des Staates. Im Moment verfolgt er die Aufgabe, die riesige Stadt Rom und den Staat insgesamt mit Getreide zu versorgen. Er weiß, wie sehr die Formel zutrifft: *Panem et circenses*. Das Volk braucht »Brot und Spiele«, um nämlich bei Laune gehalten und nicht aufmüpfig zu werden. Umso eiliger hat er es. Die Schiffsführer aber fürchten den Sturm, der an Gewalt noch zunimmt. Pompeius reißt der Geduldsfaden. Er stürmt auf ein Schiff, zeigt Richtung Rom, befiehlt, die Anker zu lichten, und schreit etwas wie: »Segeln ist notwendig, Leben ist nicht notwendig!« Das schlägt ein. Die Seeleute lassen sich anstecken von seinem Mut, seinem Beispiel und seiner Energie. Sie hasten auf die Schiffe, drängen sich in die Ruderbänke, lichten Anker, setzen Segel und laufen aus in die stürmische

See. Mit gutem Glück kommen die Schiffe durch alle Gefahren an ihr Ziel, und die Getreidemenge, die Pompeius mit seiner Frachterflotte anlandet, ist gewaltig. Sie versorgt nicht nur das römische Volk, sondern reicht auch für Völker außerhalb Italiens. Es gleicht der Überfluss des Kornes einer Quelle, die Getreide in alle Richtungen spült.

So poetisch beschreibt der antike Geschichtsschreiber Plutarch das Ereignis, dem wir die Überlieferung des berühmten Spruchs verdanken: »Seefahrt ist not«. Noch heute liest und hört man ihn, mal mehr, mal weniger ironisch. Was Pompeius gewiss lateinisch gesagt hat, schrieb Plutarch allerdings in griechischer Sprache auf. Da hieß das entsprechende Wort »segeln«, das aber auch »schiffen« oder »mit dem Schiff fahren« heißen kann. Die lateinische Übersetzung mit *navigare* und die deutsche mit »Seefahrt« überzeugt also. Bekannt blieb der Ausspruch des Pompeius über lange Zeit, seit dem 15. Jahrhundert meist in der Form: *Navigare necesse est, vivere non est necesse*. 1545 schrieb man ihn auf Deutsch als Wahlspruch ans Haus »Seefahrt« in Bremen.

Heroisch, ja tollkühn war die Tat des antiken Feldherren. Das Risiko lohnte sich aber, stand doch das Überleben Abertausender auf dem Spiel, da Italien zu wenig Brot für Rom und seine Armeen besaß. Herausgelöst aus dem friedlichen Zusammenhang einer Getreideflotte, erschien das Zitat freilich verändert. Johann Wilhelm Kinau alias Gorch Fock verwendete es 1913 als Titel für seinen viel verkauften Roman *Seefahrt ist not!*. Dass er selbst in der Seeschlacht am Skagerrak umkam und damit den zweiten Zitateil vom unnötigen Leben erfüllte, machte den Ausspruch zum idealen Marine-Motto. Warum man auf Kriegsschiffen zur See fahren musste, vor allem warum man auf ihnen sterben musste, erschloss sich gleichwohl vielen armen Schweinen, die dabei jämmerlich zugrunde gingen und oft genug nur als Kanonenfutter missbraucht wurden, nicht so recht.

Was liegt an?

Wer ein Anliegen hat, denkt sich bei der Frage nichts, was anliegt, aber in dem Fall lohnt es sich doch. Was da anliegt, ist nämlich der Kurs. Der steht dafür, was jemand im Sinn hat, was er plant, wohin er steuert. Der Kompasskurs der Windrosenskala und der Steuerstrich mussten in Deckungsgleichheit gebracht werden, der eine Strich am anderen anliegen, um in die richtige Richtung zu gelangen. Man sagt auch »einen Punkt anliegen«, wenn man mit dem Schiff darauf zu steuert. So verbirgt sich in einer unscheinbaren Frage der Umgangssprache Seemannssteuerkunst.

Der Lotse geht von Bord und das Navi an Bord der Blechkisten



Kaiser Wilhelm II. hatte 1890 die Schnauze endgültig und gestrichen voll von dem Provokationskurs seines bevormundenden Kanzlers. Auch wenn der schon Jahrzehnte die preußische und die deutsche Politik prägte, auch wenn man Otto von Bismarck den »Eisernen Kanzler« nannte, unentbehrlich war er nicht. Das Staatsschiff konnte sich freilich ein Schlingern oder gar ein Scheitern wegen eines Streits auf der Brücke nicht leisten. Also musste einer weg. Das war natürlich nicht er, sondern der Kanzler. Wilhelm II. entzog ihm das Vertrauen und nahm kurz darauf sein Rücktrittsgesuch respektvoll und erfreut entgegen. Nicht wenige freuten sich mit dem Kaiser, einige feixten sich sogar eins. In spezieller Schadenfreude, in die sich allerlei Bedenken mischten, publizierte man in England eine Karikatur, die sich bald immer größerer Beliebtheit erfreuen sollte. Sie zeigt Kaiser Wilhelm II., der von Bord aus Bismarck zusieht, wie er übers Fallreep das Schiff verlässt. *Dropping the pilot* stand als Erläuterung

darunter. Es wurde frei übersetzt mit: »Der Lotse geht von Bord.« Spätestens nach der Niederlage 1918 dachten viele Deutsche darüber nach, dass die Fahrt mit dem alten Lotsen wohl nicht zu so einem schrecklichen Schiffbruch geführt hätte.

Ob es bei uns vielleicht sogar eine nationale Sehnsucht gibt, Verantwortung an Lotsen abzugeben? So verlässt sich der durchschnittliche Autofahrer heute nicht mehr auf sein Kartenstudium, sondern lieber auf das »Navi«. *Navigare* heißt im Lateinischen »segeln, fahren, schwimmen, ein Schiff führen«, und der *navigator*, das ist »der Seemann« oder »der Schiffer«. Weil die Orientierung auf See besonders heikel und wichtig war, entwickelten sich dort die besten Navigatoren. Die Seeorientierung verlangte Fachleute für den Kurs, ja, das Führen des Schiffes selbst empfand man als eine Art Kunststück, sodass die Wörter »Navigator« und »navigieren« einen neuen Sinn gewannen, nämlich »Kursberechner«, »Kursfinder« und »Kurs berechnen«, »berechneten Kurs umsetzen«. Wer das konnte, das war der Steuermann, der im Lateinischen allerdings *gubernator* hieß. Schade, dass er sich nicht durchsetzte! Dann spräche alle Welt von ihrem »Gubi«. Der Steuermann kam aber doch zum Zug, im Wort »Pilot«. Es kommt übers Italienische und Französische von der mittelgriechischen Bezeichnung *pedotes* für den Steuermann. Im Englischen bedeutet das Wort auch »Lotse«.

Dessen Führungsqualitäten in schwierigen Gewässern übertrug man gern auf beliebte Politiker, die anscheinend das Land überall »hindurchlotsen«, was ja ebenfalls redensartlich ist. So wurde »Der Lotse geht von Bord« zum geflügelten Wort für Führungswechsel, vor allem in der Politik, das – inklusive adaptierter Karikatur – 1982 von Bismarck auf den damals abgewählten, sehr erfahrenen Bundeskanzler Helmut Schmidt übertragen wurde.



Abstecher

Einen Abstecher machen

Hier soll kein Seemann ermordet werden, und doch kommt die Redensart aus der Seemannssprache, denn mit dem »Abstechen« bezeichnete man das Abstoßen eines Beibootes mithilfe eines Bootshakens oder einfach einer Stange. Ins Deutsche kam der Ausdruck über das Niederländische, wo man auch *een afsteeker maken* kann. Der »Stecken« steckt darin, mit dem man jemanden abstößt. Der Trip mit dem Beiboot war natürlich nie lang, weshalb er sich eignete, Kurzfahrten zu bezeichnen. Von hier aus übertrug man es dann auf Stippvisiten und kurzes Abschweifen von der eigentlichen Route.



Auf dem falschen Dampfer sein

Vor meinem Fenster in Bamberg fahren sie. Fluss-Kreuzfahrtschiffe und Frachter pendeln auf dem Rhein-Main-Donau-Kanal zwischen Nordsee und Schwarzem Meer. So kann ich selbst hier am fränkischen Kunigundendamm ein wenig Meeresatmosphäre schnuppern.

Vielleicht ist meine Adresse schuld, vielleicht der ähnliche Klang, dass ich manchmal aus Versehen sage: »Da war ich wohl auf dem falschen Damm!« Oder: »Jetzt bin ich wieder auf dem Dampfer.« In den meisten Fällen merke ich es, weil ich unbewusst zögere, bevor die Wörter über die Lippen kommen.

Dabei liegt die Sache eigentlich klar. Man sagt: »Jemand ist auf dem falschen Dampfer«, wenn man eine ganz andere Meinung hat oder meint, der andere denke in eine völlig falsche Richtung. Hinter der Redensart steckt die alte Erfahrung, dass es natürlich sehr dumm ist, wenn man auf einen falschen Dampfer gerät. Wer weiß schon, wann der das nächste Mal anlegen wird. Und niemals wird ein so großes Schiff wegen einer unaufmerksamen Person umkehren. Da-

gegen sagt man: »Jemand ist wieder auf dem Damm«, wenn einer sich von einer Krankheit erholt hat. Dabei bezieht man sich auf die befestigte Straße. Unser Künigundendamm oder der Kurfürstendamm in Berlin weisen auf die alte Bedeutung hin. Der oft erhöhte Fahrdamm, auf dem man munter vorankam, stand im Gegensatz zum Straßen-graben und zum niedrigeren, stark bewachsenen Gebiet links und rechts der Straße.

Das Abkommen vom Weg gehört zu den ältesten Unglücksvorstellungen. So konnte man sich auch denken, dass ein Kranker den Lebenspfad verloren habe, vielleicht sogar vor lauter Schwäche in den Graben geraten und dort liegen geblieben wäre. Kommt so einer wieder auf den Damm, hat er sich aufgerappelt und ist offensichtlich gesundet.

Verwechslungen von Redensarten wie die mit dem Damm und dem Dampfer passieren einfach. Und manchmal ist es sogar erheitend oder produktiv, wenn sich dadurch neue ergeben. Versuchen Sie es einmal!

Auf Schmusekurs sein



Warum der »Kollisionskurs« heute fast nur noch als »Konfrontationskurs« vorkommt? Ich weiß es nicht. Eindeutig handelte es sich um ein gefährliches Unternehmen für beide Schiffe.

Natürlich gehörte es seit ältesten Zeiten zur Kriegstaktik, vor allem in den Zeiten der Ramm-Strategien, ein Schiff mit einem anderen Schiff treffen zu wollen. Der unfreundliche und aggressive Akt führt bei zwei ähnlich störrischen Schiffsführern, die unverdrossen »Kurs halten«, natürlich zur Katastrophe, eben der Kollision.

Der Kurs selbst kommt interessanterweise vom Laufen, vom Rennen, genauer gesagt dem lateinischen Wort dafür, *cursus*, das

auch zum »Kurier« und zum »Korsaren« führte. Nur in der Seefahrt und später in der Luftfahrt hielt sich »Kurs« als Bezeichnung für eine Strecke und ihren Verlauf. Hier war der Reiseverlauf auch über viele Jahrhunderte besonders schwer zu berechnen und zu halten, da Wind, Wellen, Strömung das Schiff abtrieben und auf hoher See die Navigationsmarken fehlten oder – die Gestirne nämlich und der Horizont – nicht immer anzupeilen waren. Der Kurs bekam deshalb eine besondere Aura des Genauen, Wohlberechneten und Zielgerichteten. So setzten sich zahlreiche Redensarten durch, wie »auf Erfolgskurs« oder »auf Schmusekurs« oder eben »auf Konfrontationskurs« sein.



Konfrontationskurs

In einem Boot sitzen

Mein Vater, ausgebildet 1935/36 auf dem Windjammer *Schulschiff Deutschland*, sensibilisierte mich durchaus streng für die Sprache und die See. Er bläute mir ein, dass es nicht um das Saufen ging, wenn jemand meinte, er müsse »volle Pulle« arbeiten, sondern um das Pullen. Erklärend erzählte er von den Rennen der Schulschiffelaven mit den

Beibooten. Auf das Kommando »Pullt!« zogen sie die Riemen kraftvoll durchs Wasser. Schließlich verstand man an Bord Platt und Englisch, wo *to pull* »ziehen« heißt.

Bei einer gut zusammenarbeitenden Rudermannschaft wird niemand »ausgebootet«. Diese beliebte Redensart hieß in der Seefahrt ursprünglich nur, Passagiere von Schiffen, die nicht an der Mole anlegen konnten, mit kleineren Booten an Land oder zu den Stegen zu bringen. Im allgemeinen Sprachgebrauch dagegen bedeutet es, jemanden böswillig auszuschließen und ihm dadurch die erwarteten, berechtigten Vorteile vorzuenthalten. Man kann sich vorstellen, wie der Volksmund das Wort verstand: als werde da jemand aus dem gemeinsamen Boot geworfen.

Unwillkürlich fällt einem der Spruch gegen die Aufnahme Asylsuchender ein: »Das Boot ist voll.« 1942 sprach Eduard von Steiger von der Schweiz als einem Rettungsboot inmitten einer gewaltigen Schiffskatastrophe, das einfach nicht alle Ertrinkenden aufnehmen könne, wolle es nicht selbst untergehen. Die Schweizer wussten jedenfalls, dass sie mit den Flüchtlingen nicht »im gleichen Boot saßen«, ein Ausdruck, der erst nach dem Zweiten Weltkrieg aus dem Angloamerikanischen zu uns kam. Dabei ist er wesentlich älter.

Schon Marcus Tullius Cicero schrieb 53 v. Chr.: *In eadem es navi*, also: »Du bist im selben Schiff.« Die Bedeutung unterschied sich nicht von unserer: Da befinden sich zwei in einer schwierigen Lage, vielleicht sogar einer gemeinsamen Gefahr, und müssen deshalb dafür sorgen, dass ihr Schiff sie »über Wasser hält« und nicht untergeht. Ein politischer Kopf wie Cicero bezog sich in seinem Brief auf das alte Bild vom Staat als Schiff, das noch heute beliebt ist. In Rom lag es nahe, gefährdeten doch Piraten und Feinde mit starker Marine das Weltreich besonders. Als Politiker stand einem das dauernd vor Augen, und der erfahrene Redner Cicero stand seinerzeit sogar auf dem Symbol dieser Bedrohung. Es gab in Rom die sehr spezielle Red-

nertribüne, die aus den sogenannten Rostra aufgebaut war. Das Wort *rostrum* bedeutet »Schiffsschnabel« und bezeichnete die bronzene Rammvorrichtung der antiken Schiffe. Als die Römer 338 v. Chr. bei Antium einen großen Seesieg errangen, schleppten sie die erbeuteten Schiffsschnäbel nach Rom, um sie als Siegeszeichen auf dem Forum zu präsentieren. Sie dienten dann als Schmuck einer einzigartig triumphalen Rednertribüne, die nach dem Plural der Rammsporne Rostra hieß. Eine Säule in der Nähe wurde übrigens nach einem weiteren Seesieg 260 v. Chr. mit Schiffsschnäbeln verziert und hieß deshalb die Columna Rostrata. Bis ins vorige Jahrhundert hinein hießen wegen der antiken Rednertribüne alle Rednertribünen oder -pulte Rostra.

Doch zurück zum selben Boot, in dem wir sitzen. Warum sagen wir nicht mehr »Schiff« wie Cicero? Vielleicht sind das Englische und Roger Bacon schuld. Vor gut vierhundert Jahren schrieb er erst: *You are in the same shippe*, später: *We're in the same boat*. So verbreitete es sich im Englischen, und so kam es auch ins Französische, wo man *bateau* sagte. In beiden Sprachen bezeichneten die Ausdrücke sowohl kleinere Wasserfahrzeuge als auch größere, also Kähne, Schiffe und



dann sogar Dampfer. Das deutsche Boot klingt zwar gleich, ist aber ausschließlich klein.

Die Verkleinerung macht allerdings eindringlich klar, dass man in so einer Nussschale ganz besonders aufeinander angewiesen ist und sich am besten gemeinsam »in die Riemen legen sollte«. Früher dachte ich, der Ausdruck »Riemen« habe mit den Lederschlaufen zu tun, die manchmal die Ruder führten und hielten, aber das ist ein Irrtum. Die alte lateinische Bezeichnung *remus* hat sich hier einfach in leichter Ablautung erhalten.

An Bord stand dagegen das Wort »Ruder« in aller Regel für das Steuerruder, weshalb all die beliebten Redensarten wie »ans Ruder gelangen«, »am Ruder sein«, »das Ruder fahren lassen«, »etwas läuft aus dem Ruder« oder »das Ruder herumwerfen« sich auf den Steuerungsvorgang beziehen und dessen entscheidende Bedeutung für die Fahrt des Schiffes.

Etwas überfrachten

Wenn ein Redner mit Fakten, Zahlen und Tabellenbildern äußerst freigebig umgeht, dann stöhnt ein Zuhörer schnell: »Das ist total überfrachtet!« Und damit geht er auf einen friesischen Seeausdruck zurück. Die »Fracht« kommt von dort her und strahlte – mit den fleißig seefahrenden Friesen – in viele Länder aus: ins Dänische (*fragt*), Schwedische (*frakt*), Englische (*freight*), das frühe Niederländische (*vracht*) und von hier aus auch ins Hochdeutsche.

Die Fracht bezeichnete in Friesland wohl den Lohn des Schiffers für den Transport von Menschen und Waren. Von hier aus übertrug sich die Bedeutung auf die Ladung selbst, für die bezahlt wurde, und auf Ladung, die im Binnenland mit Wagen transportiert wurde. So heißt ein bekannter Truck-Hersteller in den USA »Freightliner«.

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Rolf-Bernhard Essig

Butter bei die Fische

Wie das Meer in unsere Sprache floss

Sprichwörter und Redewendungen gesammelt und erklärt von Rolf-Bernhard Essig

Mit Illustrationen von Papan

Taschenbuch, Broschur, 192 Seiten, 12,5 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-15703-7

Goldmann

Erscheinungstermin: Februar 2012

Roten Faden verloren? Keine Peilung? Alles aus dem Ruder gelaufen? Keine Panik, Land in Sicht

Keine Panik, Land in Sicht! „Sprichwörter-Papst“ Rolf-Bernhard Essig hat sich der maritimen Sprachwelt angenommen und reichen Fang im Wörtermeer der Alltagssprache gemacht. Er erklärt, warum wir etwas torpedieren, einen Abstecher machen und durch den Wind sind, was sich hinter dem bitteren Ende verbirgt und natürlich, warum Butter an den Fisch muss. Alles kein Seemannsgarn – und mit Tiefgang, versteht sich.

[Der Titel im Katalog](#)